

Porträt des Werwolfs

Autor(en): **Schmidt, Albert-Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **44 (1964-1965)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Porträt des Werwolfs

ALBERT-MARIE SCHMIDT

Das Bild des Werwolfs, das die Mythographen der griechisch-römischen Antike skizziert haben, hat im 16. Jahrhundert seine endgültigen Umrisse angenommen, die es in den Überlieferungen der ländlichen Folklore bis zum heutigen Tag bewahrt hat. Ich habe darum bei der Ausarbeitung dieses Essays vor allem Autoren zu Rate gezogen, die zur Zeit der Renaissance in Blüte standen: Ärzte wie Wier und Nynauld, Magistraten wie Boguet und De Lancre, Rechtsgelehrte wie Bodin, kundige Liebhaber wie Beauvoys de Chauvincourt, Theologen wie den Pasteur Goulart. Ihre Zeugnisse habe ich mit einigen Anekdoten aus dem Werk des vorzüglichen Beobachters ländlicher Sitten Claude Seignolle ergänzt.

Das Kind, das vom Schicksal zur Lykanthropie bestimmt ist, hat eine natürliche Anlage zu Übeltaten. Ein ererbter Makel oder angeborene Bosheit treiben es dazu, die Gesetze der Kirche zu mißachten. Gerne rühmt es sich, es sei der Nachkömmling eines Priesters, der sein Keuschheitsgelübde gebrochen hat (De Lancre). Manchmal will es seine Laster mit dem Hinweis auf eine verhängnisvoll elende Herkunft entschuldigen (Seignolle). Es ist ihm ein Vergnügen, die Fastenzeit zu profanieren, indem es, beispielsweise, Speck und Kraut verzehrt (De Lancre). Sein Gebaren gleicht dem eines wilden Tieres. Nächtliche Streifzüge gehören zu seinen Freuden. Oft treibt es sich in Kirchhöfen herum und dringt in Höhlen ein. In seinem Mund fließt kein Speichel, so daß es ständig, von Durst geplagt, mit trockener Zunge nach Wasser lechzt. Es sieht auch sehr schlecht, weil seine Augen, die tief in ihren Höhlen liegen, nur wenig Feuchtigkeit ausscheiden.

Wenn es zehn Jahre alt geworden ist, taucht ein Werber auf, der es der Gilde der Werwölfe zuführen soll. Dieser ist entweder ein unweigerlich hinkender Abgesandter der Hölle oder der Teufel selber, der bei dieser Gelegenheit die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes annimmt, der eine Kettenpeitsche (Goulart) oder Eisenruten in der Hand hält. Er züchtigt das Kind, das er sich verpflichten will, so heftig und bringt ihm am ganzen Körper so grausame Schläge bei, dass die Spuren davon nicht wieder verschwinden (Bodin).

Manchmal ist er milder gesinnt und versucht, sein Opfer mit Sanftmut zu gewinnen. Er erscheint dann ganz allein als großer Herr, trägt ein schwarzes Gewand und reitet auf einem schwarzen Pferd. Das Kind, das er umgarnen will, führt er tief ins Innere eines finsternen Waldes. Dort steigt er vom Pferd und küßt es mit eisigem Mund. Nachdem eine bestimmte Zeit verstrichen ist, vollzieht er an ihm eine Art Initiationsritus. Er durchsticht ihm das Hinterteil

mit einer Nadel und drückt ihm so in das noch zarte Fleisch ein Zeichen ein, das einem kleinen, runden Stempel gleicht. Außerdem übergibt er ihm einen Tiegel mit einer Salbe (De Lancre) und bringt ihm bei, wie es sich damit einreiben müsse, damit es ebenso schnell laufen lerne wie die Wölfe (Goulart). Als letztes schenkt er ihm noch ein enganliegendes Gewand, das aus den Fellen dieser blutdürstigen Tiere zusammengesetzt ist.

Um es vollends zu überzeugen, daß es von nun an bei Luzifer willkommenen Gast sein werde, täuscht er ihm in einer grauenhaften Ekstase vor, es werde in dessen Wohnung eingeführt. Jean Grenier, ein kleiner, dämonischer Wildling von dreizehn bis vierzehn Jahren, dessen Untaten ein paar Dörfer in der Guyenne in Schrecken versetzten, gesteht seinen allzu leichtgläubigen Richtern, was er während der Zeremonien, die seine Aufnahme in die Körperschaft der Werwölfe einleiteten, gesehen haben will: nämlich «einen Mann, der in seinem Haus eine eiserne Kette, an der er ständig nagte, um den Hals trug. In diesem Haus hielten sich ferner Personen auf, die in brennenden Stühlen saßen. Andere lagen in Betten, die in hellen Flammen standen, und wieder andere rösteten Menschen, die sie quer über einen Feuerbock gelegt hatten. Einige schmorten auch in großen Kesseln. Das Haus und das Zimmer waren sehr groß und ganz schwarz» (De Lancre).

Der Lykanthropus begeht seine Morde nie allein, sondern zusammen mit der Meute, deren ständiges Mitglied er ist. Diese Meute steigert ihre Kräfte, indem sie die Gesetze einer subtilen Zahlenmystik beobachtet. So umfaßt sie bald fünf (Nynauld), bald neun (De Lancre) und bald neununddreißig Mitglieder, wenn man den jeweiligen Führer nicht rechnet.

«Vor nicht allzulanger Zeit wurde in einer Stadt in der Touraine ein Edelmann mit einem Fährmann aus einem der nächsten Häfen handelseinig, er solle ihn mit seinem Gefolge — vierzig im ganzen — in der kommenden Nacht ans andere Ufer übersetzen. Dafür zahlte er ihm im voraus vierzig Sous als Fährlohn aus. Als es dunkel geworden war, rief dieser Mann den Schiffer, der ihn erwartete und zu seinem Boot hinging, wo er ein Rudel von neununddreißig Wölfen vor sich sah. Er erschrak. Der Edelmann beruhigte ihn und nahm ihm, so gut er konnte, seine Angst, indem er ihm versicherte, er werde jeden Schaden von ihm fernhalten. Die Wölfe stiegen ins Schiff, und der Herr folgte ihnen nach. Als sie im Hafen anlangten, stiegen alle aus, als letzter der Edelmann, der sich ebenfalls in einen Wolf verwandelte. Dem armen Fährmann zog sich das Herz zusammen; er verlor das Bewußtsein und lag in tiefer Ohnmacht da. So blieb er liegen, bis der Tag hereinbrach. Seine Nachbarn fanden ihn und leisteten ihm Beistand, bis er sich ein wenig erholte. Er berichtete darauf, was ihm zugestoßen war und nannte den Edelmann, den er wohl kannte, mit Namen. Zwei oder drei Tage darauf verschied er» (Beauvoys de Chauvincourt).

Der Werwolf jagt nicht zu jeder Zeit. Er ist mondsüchtig und wartet darum,

bis der Mond abnimmt. Dann läuft er bei Morgen- und Abenddämmerung ins Feld hinaus, und zwar an drei Tagen in der Woche: am Montag, am Freitag und am Samstag. Besonders rege wird er jedes Jahr, wenn es auf den 15. Februar zu geht, zu der Zeit also, in der die Römer ihre Luperkalien feierten (De Lancre). Aber oft erwachen seine blutigen Instinkte auch an Weihnachten. Er flieht dann die Wohnstätten der Menschen und jagt während zwölf Tagen bis zur völligen Erschöpfung (Bodin). Während dieser Zeit fallen ihm ganze Herden zum Opfer; Menschen aber darf er nicht berühren und nicht verletzen, wenn die Kirche die Menschwerdung und die Kindheit des Heilands feiert.

Der Lykanthropus verwahrt den Pelz, in den er sich einmummt, nicht in seiner Truhe, sondern legt ihn, zusammen mit den Fellen, mit denen sich seine Gefährten verkleiden, an einem vereinbarten Ort nieder (Goulart). Manchmal versteckt er ihn an einem schwer zugänglichen Ort: unter dem Strohdach einer Scheune oder in einem hohlen Baum. Wenn er in sein Gewand hineinschlüpft, bleiben seine Hände und Füße bloß. Sein Rückgrat verlängert ein kurzer Schwanz, der kleiner und dünner ist als bei einem Wolf (De Lancre). Manchmal unterscheidet er sich auch von richtigen Wölfen durch ein merkwürdiges Fehlen jeglichen Schwanzfortsatzes.

«Vor ungefähr drei Jahren stieg Benoît Bidel, der fünfzehn bis sechzehn Jahre alt war, auf einen Baum, um Obst zu pflücken. Seine jüngere Schwester blieb am Fuß des Baumes zurück. Ein Wolf ohne Schwanz fiel über dieses Mädchen her, worauf der Bruder eilends vom Baum herabstieg. Daraufhin ließ der Wolf vom Mädchen ab, um sich dem Bruder zuzuwenden, riß ihm sein Messer aus der Hand und verletzte ihn damit am Hals. Man eilte dem Knaben zu Hilfe und brachte ihn nach Hause, wo er nach wenigen Tagen an seinen Wunden starb. Während seiner Krankheit erzählte er aber noch, der Wolf, der ihn verletzt habe, hätte statt der Vorderpfoten Menschenhände gehabt, die auf der Oberseite mit Haaren bedeckt gewesen seien» (Boguet).

Das künstliche Fell des Werwolfs schließt sich so eng an seinen Körper an, daß er es nicht so leicht wieder los wird. Wenn er sich seiner wieder entledigen will, muß er Wasser — das Element der Verwandlungen — zu Hilfe nehmen. Er taucht daher in einer Quelle unter oder durchschwimmt einen Fluß (Bodin). Manchmal besprengt er sich auch mit einem Elixier aus einer Flasche (Seignolle). «Wenn sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder annehmen wollten, wälzten sie sich im Tau oder wuschen sich mit Wasser» (Boguet). Aber die Hülle, von der er sich auf solche Weise befreit hat, bleibt mit ihm unauflöslich verbunden, auch wenn sie wieder in ihrem gewohnten Versteck liegt. Je nachdem, ob sie dem Frost oder der Hitze ausgesetzt ist, friert oder schwitzt der Lykanthropus. «Als einmal eine Bäuerin einen Ofen einheizte, in dem ein Werwolf sein Fell versteckt hatte, begann er zu schreien: ‚Ich brenne‘ und gebärdete sich wie einer, der in einem Schmelzofen sitzt» (Seignolle).

Der Werwolf hat sogar dann, wenn er wieder ein Mensch geworden ist,

den Eindruck, die Hülle, mit der er sich während seiner Raubzüge bedeckt, sei irgendwie in ihn eingedrungen.

«Im Jahre 1541 lebte in Pavia ein Bauer, der sich für einen Wolf hielt und auf freiem Feld mehrere Menschen überfiel, von denen er einige ums Leben brachte. Als man ihn schließlich nicht ohne große Mühe ergriffen hatte, versicherte er immer wieder, er sei ein Wolf, nur daß er im Unterschied zu anderen Wölfen sein Fell mit den Haaren nach innen trage. Um die Wahrheit seiner Aussage zu prüfen, versetzte man ihm mehrere Streiche auf Arme und Beine, die man ihm endlich sogar ganz vom Rumpfe trennte» (Wier).

Wenn es für den Werwolf ans Sterben geht, verursacht ihm seine zusätzliche Haut unsagbare Qual. Weil sie seine Glieder unerträglich einschnürt, reißt er sie mit seinen Nägeln stückweise ab, wobei an jedem Stück ein Fetzen lebendigen Fleisches hängen bleibt. Er geht so unter Qualen zugrunde, wie sie ein Geschundener erleidet (Seignolle).

Der Lykanthropus ist zugleich Kannibale und Sadist. Die Art, in der er seine Opfer verstümmelt, beweist weniger die Bestialität seiner Gelüste als die Perversion seines Geistes. Er läßt zwar seinen linken Daumennagel wachsen, aber nicht in der Absicht, sich seiner als Werkzeug zum Zerfleischen seiner Beute zu bedienen. Er will ihn lediglich seinen Komplizen als Erkennungszeichen vorweisen können. In der Handhabung von Dolchen und Schwertern tut es ihm keiner gleich. Seine Opfer erdrosselt er ganz langsam, um ihre Agonie zu verlängern und unter dem Druck seiner mit Pelzhandschuhen bekleideten Hände das Zittern ihres Halses zu spüren. «Es kommt auch vor, daß er die, die ihm anheimgefallen sind, über Felsen und Steine schleppt, um sie so ums Leben zu bringen» (Boguet).

Er verschlingt den unglückseligen Gegenstand seiner Gelüste nicht unbeesehen mit Haut und Haar, sondern begnügt sich damit, von dessen Körper einige besonders leckere Stücke abzutrennen, die er übrigens ehrlich mit seinen Helfershelfern teilt. Die Werwölfe «haben nämlich die Gewohnheit, ihre Beute untereinander zu verteilen: wenn sie übersatt sind, heulen sie laut, um die andern herbeizurufen» (Goulart). Mit besonderer Vorliebe verzehrt der Werwolf das Fleisch vom Schenkel eines dicken, kleinen Knirpses. Aber er zieht den Knaben kaum erwachsene Mädchen vor, denn seine menschenfresserischen Instinkte sind von ausgesprochen erotischen Antrieben begleitet. Wenn er ein junges Mädchen erwischt, zieht er es mit Hilfe seiner Gefährten nackt aus, betrachtet es und merkt sich den Teil seines Körpers, der ihm am saftigsten erscheint, um ihn dann zu verzehren. «Wenn die Werwölfe ihre Opfer zerreißen, gebrauchen sie ihre Zähne, während sich die richtigen Wölfe ihrer Krallen bedienen, und sie können den Mädchen, die sie fressen wollen, wie Menschen die Kleider ausziehen, ohne sie zu zerreißen» (De Lancre).

Ein Werwolf, der eine Frau angreift und sie wie Schlachtvieh behandelt, enthält sich ihr gegenüber jedes sexuellen Gewaltaktes. Aber diese vorüber-

gehende Enthaltbarkeit steigert seine Begierde zur Raserei, und er befriedigt sich, indem er sich an Wölfinnen heranmacht, die sich zu dieser Vereinigung gern hergeben: «Die Werwölfe paaren sich mit richtigen Wölfinnen und behaupten, sie empfänden dabei ebensoviel Vergnügen, wie wenn sie ihre Frauen umarmten» (Boguet).

Der Lykanthropus hat einen ausgezeichneten Magen und leidet nur selten an Verdauungsbeschwerden. Aber er sollte es in jedem Fall vermeiden, Kinderhände und Hundepfoten ganz herunterzuschlingen, denn wenn er sie wieder von sich geben müßte, nachdem er sich in einen Menschen zurückverwandelt hat, würde er sich selber verraten und der öffentlichen Rache ausliefern (De Lancre).

Übeltäter hassen sich gewöhnlich gegenseitig, und es kommt auch vor, daß der Werwolf Hexen und Zauberer verabscheut. Viel häufiger aber verbindet er sich mit diesen Kreaturen des Teufels. In den Riten des Sabbats ist ihm sogar eine genau umschriebene Rolle zugeteilt: er hat das Lamm zu rauben und zu erwürgen, das beim Festmahl, das der schwarzen Messe folgt, die Tafel zieren soll (Seignolle).

Er ist auch beauftragt, dem Satan unschuldige Kindlein zuzuführen. Aber in diesem Fall darf er sich nur an solchen vergreifen, die ihre Eltern selber aus Unachtsamkeit dem Dämon überantwortet haben. Das nahe bei Lausanne gelegene Cressy (Cressier?) war im 16. Jahrhundert der Schauplatz eines staunenswerten Ereignisses: fünf Frauen, die zugleich der Gilde der Zauberinnen und der der Werwölfe angehörten, entführten ein Kind männlichen Geschlechts.

«Ein Bauer, der in seiner Scheune beim Dreschen war, fühlte sich durch sein kleines Kind, das zu trinken verlangte, gestört. Weil der Vater, der in Eile war, seine Arbeit zu vollenden, seiner nicht achtete, begehrte das Kind immer aufdringlicher, schließlich unter Schreien und Weinen, nach einem Trunk. Dieses Gebaren ärgerte den Vater, und er drohte dem Kind. Dieses kümmerte sich nicht darum, sondern weinte und schrie nur um so heftiger, bis der Vater schließlich rot vor Zorn in die Worte ausbrach: ‚Lo Diablo te beve‘, was soviel heißt wie: Daß dich der Teufel trinke. Die Erfüllung dieses Wunsches ließ einige Tage auf sich warten, aber der Aufschub dauerte nicht einmal bis zum folgenden Freitag. Denn als sich am Donnerstag abend die verruchte Versammlung der Schwarzkünstler nach ihrer Gewohnheit zusammenfand, bestimmte der Teufel mit der gerechten Erlaubnis Gottes, der Sünden von solchem Ausmaß nie ungestraft läßt, durch gewisse Salben fünf Hexen, die er von seiner Absicht unterrichtet hatte, dazu, in Wolfsgestalt unter seiner Führung am hellen Tag das Kind zu rauben, das gerade auf der Schwelle des elterlichen Hauses saß. Sie nahmen es mit sich und brachten es an den Ort, wo ihre Gefährten sie erwarteten. Dort nahmen sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder an. Der Teufel aber saugte vor aller Augen durch die große Zehe das ganze Blut des Kindes aus. Daraufhin zerschnitten sie dessen Leib in Stücke, die sie in

einem großen Kessel gar kochten. Einen Teil davon aßen sie, und aus dem Rest kochten sie mit verschiedenen anderen Zutaten ihre Salben, wie in der Folge alle fünf Hexen gestanden haben, die von der Justiz ergriffen und nach Lausanne gebracht worden sind, wo ich ihre Verbrennung und ihren Prozeß mitangesehen habe» (Nynauld).

Wenn der Werwolf nicht bereut, muß er damit rechnen, sein Leben auf dem Schafott zu beschließen. Wenn er aber in sich geht, was immerhin vorkommt, begegnet er mannigfachen Schwierigkeiten. Die Weihe, die er von der Hand des Teufels empfangen hat, hat nämlich unwiderruflichen Charakter, und ihre Auswirkungen können nicht einfach durch einen Beschluß des freien Willens beseitigt werden. Er muß jemanden zu Hilfe rufen, der sich bereit erklärt, die Weihe mit erprobten Mitteln von ihm zu nehmen. Die einzige Möglichkeit, die ihm offen steht, wenn er den Fluch, der auf ihm lastet, loswerden will, besteht darin, daß er sich freiwillig eine Verletzung beibringen läßt, während er sich in Wolfsgestalt ergeht, und die vorübergehende Unannehmlichkeit einer leichten Blutung auf sich nimmt. Gegen Kugeln ist er zwar gefeit, Hieb- und Stichwaffen können ihm aber durchaus etwas anhaben. Wer ihn also entzaubern will, muß ihm mit gebührender Vorsicht mit Schwert, Säbel oder Dolch eine Wunde zufügen. Die mitleidige Seele (Goulart), die sich des unglücklichen Tiermenschen annimmt, begibt sich übrigens in nicht geringe Gefahr, denn der Werwolf reißt seinen Retter in Stücke, wenn dieser ihn nicht beim ersten Anlauf trifft (Seignolle).

Meistens verharret aber der Werwolf in seiner Unbußfertigkeit. Er ist ein Meister der Verstellung und achtet sorgsam darauf, daß er weder seiner Familie noch seinen Freunden Anlaß gebe, ihn eines Doppellebens zu verdächtigen. Aber um den Betrug aufzudecken, genügt es, daß sich eines seiner Opfer wehrt und seinen Wurfspieß im Körper des Werwolfs stecken läßt. Ein Wolf wurde einmal von einem Pfeilschuß im Schenkel getroffen. Man fand die Waffe wieder im Schenkel eines Bauern, der verletzt vom Feld heimkam (Bodin).

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts breitete sich in einem Weiler, der nicht weit von Lucens in der Gegend von Payerne gelegen war, mit einem Male panikartiger Schrecken aus. Einer seiner Einwohner wurde im nahen Wald beim Reisigbündeln plötzlich von einer riesigen Wölfin angesprungen. Diesem Ungeheuer hieb er eine Vorderpfote ab; als er sich aber bückte, um sie aufzuheben, mußte er feststellen, daß er einen Frauenarm in seinen Händen hielt. Zu seinen Füßen krümmte sich eine seiner Nachbarinnen, der ein Arm fehlte und die ihr Blut in Strömen verlor. «Der Bauer zeigte die Frau an, als er in sein Dorf zurückkehrte, und sie wurde alsbald gefangen gesetzt und verbrannt» (Nynauld).

Einige Jahre früher hat man in der nächsten Umgebung von Apchon, einer malerischen Stadt in der Auvergne, ein ähnliches Wunder beobachtet,

das Gelegenheit gibt, darauf hinzuweisen, daß es Werwölfe auch in den höchsten Klassen der Gesellschaft gegeben hat.

«Hier wäre noch zu berichten, was sich im Jahre 1588 in einem Dorf, das ungefähr zwei Meilen von Apchon entfernt in den Bergen der Auvergne liegt, zugetragen hat. Ein Edelmann lag an einem Abend im Fenster und sah einen ihm wohlbekannten Jäger an seinem Schloß vorbeigehen. Er sprach ihn an und bat ihn, seine Beute mit ihm zu teilen, wenn er zurückkehre. Der Jäger setzte seinen Weg über eine Ebene hin fort und wurde von einem stattlichen Wolf angegriffen, auf den er mit seiner Armbrust schoß, ohne ihn zu verletzen. Dafür konnte er sich aber dem Wolf nähern und ihn bei den Ohren packen. Aber er mußte schließlich erschöpft von dem Tier ablassen und zog im Zurückweichen sein Jagdmesser, mit dem er auf den Wolf einhieb und ihm eine Pfote abhackte, die er in seine Jagdtasche steckte, nachdem der Wolf die Flucht ergriffen hatte. Daraufhin begab er sich zum Schloß des Edelmannes zurück, vor dessen Toren er den Kampf mit dem Wolf ausgefochten hatte. Der Edelmann bat ihn nun um seinen Anteil. Der Jäger öffnete bereitwillig die Tasche und zog statt der erwarteten Pfote eine Hand heraus, die an einem Finger einen goldenen Ring trug, den der Edelmann als seiner Frau zugehörig erkannte. Ohne den leisesten Verdacht trat er in die Küche, wo er seine Frau fand, die sich wärmte und ihren Arm unter ihrer Schürze verbarg. Als der Edelmann diese Schürze wegzog, sah er, daß ihr eine Hand fehlte und begann nun, mit Gewalt auf sie einzudringen. Sobald man ihr aber ihre abgehauene Hand vorwies, gestand sie, daß niemand als sie selber in Wolfsgestalt den Jäger angefallen habe. Sie ist auf dieses Geständnis hin in Riom verbrannt worden» (Boguet).

In der geschlossenen Bruderschaft der Werwölfe mit ihrem Initiationsritual, ihrer strengen Organisation, ihren Tabus, ihren verbrecherischen Gelüsten, lebt etwas von den totemistischen Geheimbünden weiter, die die primitiven Völker terrorisiert haben. Sie verschafft denen, die die Langeweile eines allzu geordneten Lebens und der menschlichen und göttlichen Gesetze niederdrückt, den Genuß einer verbrecherischen Freiheit, die das Böse in Gutes und das Verabscheuungswürdige in Erlaubtes verkehrt.

Bibliographie

Beauvoys de Chauvincourt: Discours de la Lycanthropie ou de la transmutation des hommes en loups, Paris 1599.

Bodin: De la démonomanie des sorciers, Paris 1580.

Boguet: Discours des sorciers, Lyon 1590.

De Lancre: Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons, Paris 1612.

Goulart: Histoires admirables et mémoires de notre temps, Paris 1600—1610.

Nynauld: De la lycanthropie, transformation et extase des sorciers, Paris 1615.

Seignolle: Les évangiles du diable, Paris 1964.

Wier: Cinq livres de l'imposture et tromperie des diables. Trad. Grévin, Paris 1567.